

Hannes Leidinger

## **Die lebendige Vergangenheit Zum Konzept einer „langen Zeitgeschichte“ im Kontext der musealen Präsentation Österreichs**

Die Frage, ob Österreich ein „Haus der Geschichte“ braucht, ist sicherlich aus mehreren Gründen mit „Ja“ zu beantworten. Schon die architektonischen Zeugen der Vergangenheit erinnern für gewöhnlich an christliche bzw. vor allem katholische Traditionen sowie insbesondere auch an die Herrschaft der Habsburger. Eine intensivere Auseinandersetzung mit der Geschichte des 20. und 21. Jahrhunderts – unter Einbeziehung möglicher Zukunftsperspektiven – ist hingegen gerade an den zentralen Erinnerungsorten der Bundeshauptstadt und in der damit verbundenen heimischen bzw. internationalen Öffentlichkeit ein Desiderat.

Der geplante Fokus auf die Hofburg und den Heldenplatz verbindet sich dabei nicht bloß mit den Bildern vom „Anschluss“ und dessen Proklamation durch den „Führer und Reichkanzler“ des nationalsozialistischen Deutschland. Vielmehr reichen die Implikationen, die sich an Gedenk- und Geschichtsstätten im Zentrum Wiens knüpfen, über die „Kerngebiete“ der Zeitgeschichte hinaus. Neben dem „Zeitalter der Katastrophen“, zwei Weltkriegen, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Instabilität vom Untergang der Donaumonarchie bis zu den Krisen der 1930er Jahren, der NS-Terrorherrschaft, Rassismus und Holocaust, neben der Entwicklung der Alpenrepublik im Inneren, nicht zuletzt aber auch im Umfeld internationaler Spannungsfelder von der „alliierten Besatzung“ im frühen Kalten Krieg bis zum europäischen Einigungsprozess und den Globalisierungstendenzen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert, handelt es sich hier um einen erweiterten Begriff der „Zeitgeschichte“. Damit ist zunächst eine Art Gegenmodell zu einer tendenziellen Schwerpunktsetzung im Bereich der Gegenwartsgeschichte gemeint, aber auch zur Hervorhebung einer Ära der „lebenden Zeugen“. Dies gilt überdies für die Vorstellung jeweils unterschiedlicher „Zeitgeschichten“ in verschiedenen Epochen im Sinne einer Zeitzeugenschaft, die etwa auch – um ein frühes prominentes Beispiel zu bringen – auf Thukydides' Darstellungen des Peloponnesischen Krieges bezogen sein kann.

Wichtiger erscheint es vielmehr, aussagekräftige Modelle der Auffächerung historischer Zeiten zum Ausgangspunkt der Betrachtungen zu machen, ohne dabei im Fahrwasser etwa von Braudels bekannter Mittelmeerstudie einem allzu starren Strukturalismus zu huldigen, der bestimmte Aspekte und menschliche Tätigkeitsbereiche letztlich drei verschiedenen Tempi zuordnete. Davon abgehend dürfte es sich als sinnvoller erweisen, einzelne Phänomene auf ihre „temporale Erstreckung“ hin zu untersuchen und Gegenwartbezüge aufzudecken. Exemplarisch seien bei dieser Gelegenheit Modernisierungsbestrebungen und Modernitätsvorstellungen mit entsprechenden Langzeitwirkungen erwähnt, politisch-weltanschauliche, mentale und sittlich-rechtliche, ökonomische und soziale, organisatorische oder technische bzw. wissenschaftliche Entwicklungslinien bis in die Jetztzeit. Der Vorschlag, den Übergang zu diversen „Modernitäten“ mit der „Sattelzeit“ um 1800 zu erfassen, mit den Transformationen vom Spätfeudalismus zur Industrialisierung, zur Neudefinition von Individuum und Kollektiv, zu „Revolutionen“ und „Beschleunigungseffekten“ oder auch zu zukunftsweisenden Staatsstrukturen, ist hinsichtlich dessen zu berücksichtigen und

anhand von Fallbeispielen gewissermaßen zu „verdichten und verdinglichen“. Um auch diesbezüglich nur ein Beispiel zu nennen: Das Verständnis für staatsbürgerliche Rechtsgleichheit ließe sich solcherart an der Erstellung und Rezeption des „Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches“ verdeutlichen.

Zugleich ist – beispielsweise mit Blick auf Unterprivilegierte, Randgruppen und Außenseiter – der Gefahr vorzubeugen, den Gegenwartsbezug im Zeichen einer unreflektierten (positiven) „Progressivitätslogik“ bzw. „Progressivitätsdoktrin“ abzuhandeln. Regionale und epochenspezifische Unterschiede sind vielmehr zu betonen, in Kombination mit Wahrnehmungen langsamer Veränderungen oder eines fast völligen Stillstands, mit Kontinuitäten und „anthropologischen Konstanten“, die ihrerseits „an das Heute“ heranreichen und demgemäß dem Konzept einer „langen Zeitgeschichte“ zuzuordnen sind. Unter anderem dörfliche Gemeinschaften und Alltagsphänomene sollten in diesem Sinne aus einem Blickwinkel betrachtet werden, der bisweilen an Carlo Levis „Christus kam nur bis Eboli“ erinnern mag. Nicht zuletzt sind überdies Antagonismen in Bezug auf ihre langfristigen Konsequenzen zu thematisieren, u. a. im Bereich der Ökologiedebatte mindestens seit der Romantik oder in Belangen des Umgangs mit Armut, Devianz, Minderheiten und Geschlechterrollen.

Im Widerstreit zwischen Konstruktionen des Geschichtsbildes im Speziellen oder der Vergangenheit und Gegenwart im Allgemeinen (nicht selten vor dem Hintergrund einer weit reichenden erkenntnistheoretischen Skepsis) und der Diskussion über eine wie immer definierte „Wirklichkeit“ im Gefolge einer historischen „Spurensuche“ und von Ansichten über Ideen der „Authentizität, Objektivität und Faktizität“ darf schließlich – wenig überraschend – die Erforschung von Erinnerungskulturen als ureigenstes Terrain einer „langen Zeitgeschichte“ gelten. Neu daran ist lediglich die Ausdehnung auf vernachlässigte Bereiche. Konkret geht es dabei zum Beispiel darum, nicht nur – wie bisher vorrangig – den Umgang mit der NS-Zeit nach 1945 zu beachten. Auch die neue Gedenkflut im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg stellt hier bloß bedingt eine Horizonterweiterung dar. Vielmehr müssen weiter zurückliegende Geschehnisse ins Auge gefasst werden, verknüpft mit ihrer jeweils spezifischen Bedeutung und Funktion in den nachfolgenden Epochen.

Es türmen sich aus dieser Sicht die veränderten Interpretationen wie Erdschichten auf, wobei deren „rezente Teile“ Tiefenbohrungen ratsam erscheinen lassen. Die Mittelalterrezeptionen in Verbindung mit den Kleinstaatskonzeptionen des sogenannten „Ständestaates“ und der (frühen) Zweiten Republik sind demzufolge ein hier gleichfalls explizit auszuweisendes Beispiel. Die „lange Zeitgeschichte“ schließt deshalb die früheren Epochen nicht nur keineswegs aus. Sie reflektiert sie vielmehr im „Licht der Nachgeborenen“, braucht als Bezugspunkt jedoch zudem das Expertenwissen über eine entrückte Vergangenheit und in gewisser Weise – jenseits aller Konstruktionen, „Erfindungen“, Legendenbildungen – die auf Kontinuitäten im Wissenserwerb und Bedürfnisse eines größeren Rezipientenkreises verweisende Frage, wie es „damals wirklich war“.

*Hannes Leidinger: geboren 1969 in Gmunden; Privatdozent für Österreichische Geschichte an der Universität Wien. – Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Habsburgermonarchie, Erster Weltkrieg, österreichische und russische bzw. sowjetische Zeitgeschichte, Kommunismusforschung, Filmgeschichte, Suizidforschung, Spionage im 20. Jahrhundert, Kriegsgefangenenproblematik.*